

Dariusz Muszer

## SCHÄDELFELD

*Roman*

(Fragment)

Kalong hatte den Jungen vor acht Jahren gefunden. In jener Zeit schlug er sich in einer Stadt im Norden durch, in der es zu Unruhen unter der Bevölkerung gekommen war, und versuchte zu überleben. Die großen bewaffneten Auseinandersetzungen waren schon verklungen, nur wenige besaßen Munition, und noch weniger waren imstande, ihre Schusswaffen einzusetzen. Die Stadt hungerte. Und die Leute konnten sie nicht verlassen: Nach wie vor gab es ringsherum den Laserzaun, er wurde nicht abgebaut, nicht ausgeschaltet. Das Militär hatte vor elf Monaten, gleich nach der ersten Straßenschlacht, die unsichtbare und todbringende Barriere aufstellen lassen, um die Stadt von der Außenwelt abzuriegeln, und so lange warteten schon die Askaris darauf, dass die Einwohner sich entweder alle gegenseitig umbringen oder verhungern würden. Denn zusätzliche Nahrungsmittel wurden nicht geliefert. Die Meuterer sollten damit auskommen, was sich gerade in der Stadt befand, als die Kämpfe ansetzten. Das war die Strafe. Die Regierung wollte ein Exempel statuieren. Aus dem abschreckenden Beispiel wurde aber nichts, andere Städte folgten der Stadt im Norden, und das Land versank allmählich im Chaos. Man musste neue Sperrgebiete einrichten. Und dafür brauchte man immer mehr Soldaten.

Kalong wusste nicht mehr, wann er sich zuletzt richtig satt gegessen hatte. Er hungerte, aber aufgeben wollte er nicht. Das ist keine gute Zeit, um gerade heute zu den Sternen zurück zu reisen, sagte er sich bei jedem Sonnenaufgang, das längste Fasten geht einmal zu Ende. Ihm war oft schwindlig, er hatte Schmerzen am ganzen Körper, aber er hielt sich noch ganz gut auf den Beinen, denn an Wasser mangelte es ihm nicht. Davon hatte er mehr als genug: hunderte Kisten, verstaubt in verschiedenen schwer zugänglichen und gut getarnten Schlupfwinkeln, bewacht Tag und Nacht von einem der verschwiegensten und gefährlichsten aller Wächter – vom *Korporal Sprengstoff*, wie Kalong seine selbst gebastelten, winzigen, aber durchaus wirksamen Minenfallen nannte.

Auf der Suche nach etwas Essbaren gelangte er eines späten Nachmittags bis ans andere Ufer des Kanals, der im Zickzack träge durch die Stadt floss – genau dahin, wo sich das größte Krankenhaus befand, in dem man zu Friedenszeiten Organe züchtete, Menschen zeugte, behandelte oder ihnen Körperteile austauschte. Von einer Frau hatte er den Hinweis bekommen, dort nachzuschauen. Ihr Arm und ein Teil ihres Gesichts waren von einem Gewehrkolben zerfetzt worden. Bevor sie ihren Verletzungen erlag, berichtete sie ihm über die Auflösung des Gesundheitszentrums vor einer Woche. Embryonen, Brutapparate, schwangere Menschen und das ganze medizinische Personal habe man mit Militärfahrzeugen abtransportiert, erzählte sie, Patienten mit leichten Erkrankungen seien geflohen, und die Bettlägerigen habe man entweder getötet oder sich selbst auf ihren Stationen überlassen. Das Militär habe es eilig gehabt, nicht einmal volle vier Stunden habe die überraschende Operation gedauert. Die Sperre um das Krankenhaus sei jetzt abgeschafft, die Soldaten abgezogen, keiner bewache das Gelände. Die Frau war dabei gewesen, hatte alles mit eigenen Augen gesehen. Sie war Hilfsköchin, ein Askari hatte sie in der Kantine niedergeschlagen und zurückgelassen, vermutlich dachte er, sie wäre ohnehin tot. Kurz danach, als sie unter dem Tisch in eigener Blutlache aus der Ohnmacht erwachte, wurde sie von ihrer Arbeitskollegin gefunden. Sie versorgte sie und half ihr, aus dem Krankenhaus zu entkommen, bevor die Fleischplünderer auftauchten, um ihr Werk zu verrichten. Ihre Kollegin brachte sie in ein Haus in der Weststadt und ging Hilfe zu holen. Sie kam nicht mehr zurück. In unmittelbarer Nähe des Verstecks wurde sie von einer Metzgerpatrouille aufgegriffen und als *lebendiger Kühlschrank* auf einer U-Bahn-Station eingesperrt. Die Lebenserwartung eines weiblichen Kühlschranks war den Umständen entsprechend hoch, sie betrug einen Monat, erst dann wurde er zur Leeräumung freigegeben. Männliche Kühlschränke mussten wegen der höheren Unterhaltskosten und der Ausbruchsgefahr spätestens nach zwei Wochen abgeschlachtet werden. Selten auch wurden sie mit Salz haltbar gemacht, man bemühte sich, sie schnellstens unter das Volk zu bringen.

Kalong entdeckte zufällig die Köchin unter der Kellertreppe. Anfangs, um den unnötigen Komplikationen aus dem Weg zu gehen, wollte er sie sofort an die Metzger abliefern und den Finderlohn kassieren, dann aber entschied er sich anders. Warum er so gehandelt hatte, konnte er sich nicht erklären. Er kümmerte sich um die Frau, obwohl er genau wusste, sie würde nicht überleben.

Jetzt, versteckt in einem ausgebrannten Autowrack, beobachtete er längere Zeit das Krankenhaus und seine Umgebung durch den Feldstecher. Er wollte kein Risiko eingehen. Er entdeckte tatsächlich keine Wachposten und keine

Militärfahrzeuge. Weit und breit keine Menschenseele. Nichts rührte sich. Das Gebäude wirkte verlassen. Es schien, die Frau hätte die Wahrheit gesagt. Es hatte sich für ihn also gelohnt, ihr zuzuhören und seine Vorräte an schmerzlin-dernden Mitteln mit ihr zu teilen. Eine Kaliumchloridspritze, um die sie ihn zum Schluss gebeten hatte, war auch ein Geschenk für sie. Als es mit ihr vor- bei war, hatte er ihre Leiche nicht nach draußen getragen und auf den Straßen- rand gelegt, wie es so viele mit ihren Toten taten, um Tribut zu zahlen und sich dadurch die Metzger vom Hals zu halten. Ein richtiges Grab hatte er aus- gehoben und sie darin gebettet. Selbst eine kleine Leiter hatte er aus Holz- stücken und Draht angefertigt und sie auf den Grabhügel gestellt, an der Fuß- seite – da, wo sie hingehörte. Kurz von ihrem Tod hatte sich die Frau ihm of- fenbart und gesagt, sie glaube an Gott und sei Anhängerin des Sprossenstiege- Kultes. Er kannte die Sprossenstieger und wusste zu gut von ihrer Verfolgung.

Er entschloss sich, seinen Beobachtungsposten im Wrack zu verlassen. Die Sonne verglühte blaurötlich am Himmel. Langsam tastete er sich voran. Un- ten, auf dem mit Betonplatten überdachten Parkplatz, sah er ein paar Leichen, davon einige mit abgetrennten Körperteilen --ein untrügliches Zeichen dafür, dass da die Metzger schon am Werke gewesen waren. Ja, sie tauchten meis- tens als die Ersten an Orten auf, wo es Tote oder Sterbende gab, als könnten sie ihre Beute aus größter Entfernung riechen. Kalong mochte die Metzger nicht. Ihre Praktiken fand er abstoßend. Aber sie bildeten die stärkste, reichste und am besten organisierte Fraktion in der Stadt, wohl oder übel musste er also auch mit ihnen Kontakte pflegen. Meistens ging es um kleine Tauschge- schäfte, aber schon zweimal hatten sie ihm auch den Fleischtribut auferlegt und er musste sich um die Sache kümmern.

Auf der Eingangstreppe und auf dem Korridor im Erdgeschoss des Kranken- hauses gab es mehr Leichen. Und hier hatten auch die Metzger ganze Arbeit geleistet. Überall lagen nackte Rumpfe mit und ohne Köpfe, häufig ausgewei- det, Fleischreste, Hautfetzen und Knochenteile herum. Die Wände waren an vielen Stellen mit Blut bekleckst, der Fußboden mit langen braunen Streifen beschmiert und mit Schuhabdrücken übersät, in den Ecken breiteten sich ver- trocknete Blutlachen aus. Es sah danach aus, als hätten die Metzger nur so viel genommen, wie sie gerade tragen konnten, den Rest ließen sie einfach liegen und verfaulen. So machten sie das immer, wenn sie unerwartet in Bedrängnis gerieten. Was oder wer hatte sie diesmal unter Zeitdruck gesetzt? Soldaten wa- ren das mit Sicherheit nicht, denn auf dem Fußboden gab es keine Spuren von Pneumo-Schuhen, die man beim Militär verwendet. Warum musste sich also die Gilde beeilen? Hatte das etwas mit den kleinen Fußabdrücken zu tun, die hier und da zu entdecken waren?

Der Gestank im Korridor war bestialisch. Kalong holte seine Mundschutzmaske aus dem Rucksack und setzte sie auf. Sie war schmutzig und zu klein, die Gummibänder zwickten ihn an den Ohren. Er ärgerte sich, dass er keine neue, eine größere, eingepackt hatte, bevor er heute Morgen aus seinem Keller heraus gekrochen war. Schutzmasken hatte er doch genug gehortet! In der letzten Zeit wurde er immer vergesslicher. Woran lag das? Ja, klar, Mangel an Vitaminen! Er hielt den Atem an und horchte. Kein Laut trübte die Stille. Er atmete durch und setzte sich in Bewegung, aufpassend, dass er mit seinen Füßen nicht auf herumliegende Menschenüberreste trat. Den Weg zur Küche kannte er aus der Beschreibung, die ihm die verstorbene Frau gegeben hatte, noch nie war er in dem Krankenhaus, er kannte es nur von außen. Er musste einen Gang, der nach unten führte, nehmen. Anfangs gab es noch Spuren vom Tageslicht, dann aber, als er die Treppe erreichte, wurde es stockdunkel. Bevor er weiterging, holte er seine Stirnlampe und befestigte sie auf dem Kopf. Er schaltete sie an. In der Kelleretage lagen keine Leichen und die Bodenfliesen schienen sauber zu sein, als hätte sie jemand erst vor kurzem geputzt. Er betrat einen breiten Korridor, dessen Ende er nicht erblicken konnte, weil es zu weit entfernt lag. Auf beiden Seiten des Korridors gab es Türen, eine Unmenge von Türen. Vorsichtig bewegte er sich voran, nach ein paar Schritten blieb er immer stehen und während er die Ohren spitzte, versuchte er so lange wie möglich keine Luft zu holen. Dann ging er weiter.

Schon über hundert Meter hatte er im Korridor zurückgelegt, als er glaubte, jemanden keuchen zu hören. Danach ertönte ein leises Gestöhn. Er erstarrte für eine Weile, denn er wollte sich überzeugen, ob er sich nicht geirrt hatte. Die Geräusche wiederholten sich. Geduckt näherte er sich in kleinen Schritten einem Lastenaufzug, dessen Tür offen stand. Er schaute hinein. Der Lichtstrahl seiner Stirnlampe fiel auf etwa zwanzig nackte Körper, die jemand zu einem Stapel aufgehäuft hatte. Manche von den Menschen lebten noch. Er hörte sie nach Atem ringen, er hörte sie stöhnen, er sah, wie sich ihre Augenlider bewegten. Er schrie lautlos und lief davon.

Im Nachhinein sprach er von einem groben Fehler, den er nie hätte begehen sollen. Er hätte sich nicht von seinen Gefühlen leiten lassen sollen. Dieser Augenblick der Unaufmerksamkeit hätte ihn das Leben kosten können. Hätte er sich damals den Knöchel verstaucht oder anders so verletzt, dass er nicht weiter hätte gehen können, wäre er ohne Frage im Aufzug gelandet, ganz oben auf dem Haufen der Menschenkörper.

Er schaffte gerade ein paar Schritte, als seine Füße auf ein Hindernis stießen. Er schoss in die Höhe, schlug in der Luft einen Purzelbaum und landete mit einem dumpfen Laut auf dem Rücken. Der Rucksack hatte den Prall abge-

bremst. Seine Lampe glitt über die Fliesen und kam in einiger Entfernung zum Stehen. Sie hatte sich nicht ausgeschaltet, sie ging nicht zu Bruch. Das war eine robuste Lampe, auf die er sich schon immer verlassen konnte. Er prüfte, ob er seine Glieder bewegen konnte. Alles schien in Ordnung zu sein. Er ging auf die Knie, dann in die Hocke und richtete sich langsam auf. Er atmete einige Male durch und trottete zu seiner Lampe. Er befestigte sie wieder auf den Kopf und stellte fest, dass seine Hosenbeine und Schuhe besudelt waren. Er ging zurück und bemerkte einen umgestoßenen Eimer, aus dem sich eine rote Pfütze ausbreitete. Es roch nach Blut.

Er drehte sich um und setzte seinen Gang fort. Mit jedem Schritt fühle ich mich besser, sagte er sich, mit jedem Meter, den ich zurücklege, bin ich stärker. Als er das Ende des Korridors erreichte, war er wieder der alte Kalong, ein Mann, der sich nicht so leicht unterkriegen lässt. Nie und nimmer. Er entdeckte eine Pendeltür mit zwei ovalen Bullaugen. Zuerst schaute er durch die rechte, dann durch die linke hinein. Da er nichts Verdächtiges entdeckte, betrat er die Küche.

Neben der Herdanlage fand er zwei männliche Leichen, zum Teil beschädigt. Dann, in einer Ecke, unterm Metalltisch, noch eine weibliche, die unverehrt war. Er konnte sich nicht des Eindrucks erwehren, dass in der Küche nicht die Metzger ihr abscheuliches Wesen getrieben hatten, sondern jemand anders. Jemand, der keine richtigen Werkzeuge dabei hatte und der sich mit dem sachgemäßen Zerteilen einer Leiche in Stücke überhaupt nicht auskannte. Die menschlichen Körper waren eher angeknabbert als zerlegt. Seine Vermutung bestätigte die Entdeckung von vier neuen Leichnamen, die im Nebenraum lagen. Dort gab es zwei Türen, eine stand offen und führte in die Finsternis des Treppenhauses. Er prüfte kurz nach, ob sich da jemand versteckte, fand aber nur einen Feuerlöscher, aufgehängt an der Wand. Die andere Tür war zu, dahinter erwartete er, einen Schatz zu finden. Er räumte zwei Leichen beiseite, um sich den Weg frei zu machen, und tippte auf einer 9-Tasten-Tastatur vier Zahlen, die er von der verstorbenen Frau bekommen und sich eingeprägt hatte. Die Metalltür zischte und glitt in die Mauerspalte. Das Lampenlicht streifte kurz den Boden, wo Milch und Säfte in Schlauchbeuteln auf einem fahrbaren Untersatz standen, und fiel gleich danach auf eine Reihe Dosen im Regal. Kalong musste schmunzeln, denn ihre dreieckigen Hologramm-Etiketten mit bunten Aufschriften sah er nicht zum ersten Mal. Er kannte die Firma, er kannte auch ihre Produkte. Und er mochte sie, nicht wegen ihres besonderen Geschmacks, sondern weil das die nahrhaftesten Konserven waren, die man überhaupt finden konnte. Die Dosen stammten aus Militärvorräten. Der Schatz war also da, die Frau hatte ihn nicht gelinkt, um seine Hilfe zu ergattern. Gepriesen

sei die Köchin! Gepriesen seien alle Sprossenstieger, die es sich so schwer mit einer Lüge machen! Und gepriesen sei auch die Dritte Schwester, unabhängig davon, ob sie eine wahre Prophetin oder nur eine gerissene Vogelschauerin gewesen war!

Wachsam durchsuchte er die Türrahmen nach versteckten Sprengkörpern und Lasergittern, fand aber nichts, was darauf deuten konnte, dass man sie angebracht hatte. Beim Betreten des Raumes blicke er prüfend um sich. Er schob die Maske herunter und spürte einen leichten Gestank der menschlichen Exkreme. Dem maß er aber keine besondere Bedeutung bei, denn es hätte sich auch um verdorbene Milch handeln können. Sonst schien alles in Ordnung zu sein: Es war eine gewöhnliche Speisekammer in einem Krankenhaus, in der es um einiges kühler war als draußen und die von oben bis unten mit haltbaren Nahrungsmitteln vollgestopft war.

Er machte sich an die Arbeit. Produkte in Schlauchverpackungen interessierten ihn nicht, sie waren zu groß und dadurch zu schwer zum Tragen. Darüber hinaus war ihr Nahrungswert eher gering: bloß gefärbtes Wasser mit Vitaminen, deren Wirkung mehr als fraglich war. Vorrangig verstaute er in seinem Rucksack Gulasch- und Suppenbüchsen, denn sie ließen sich leicht erwärmen. In ihren Böden befanden sich Spiralen mit einem Brennmittel, das nach Abziehen einer Schlaufe zu glühen begann. Als Nächstes kamen mehrere Packungen verschiedener Getreidesorten und Trockensuppen, zum Schluss nahm er noch drei Beutel Palmzucker in Scheiben und eine Handvoll kleine Süßstoffspender. Er mochte den Süßstoff nicht, aber in der Stadt gab es noch genug drogensüchtige Allergiker, die für ein paar kleine weißen Pillen ihr letztes Hemd oder auch eine Niere hergeben würden. Sein Einkaufskorb war jetzt voll. Kalong prüfte, ob er nicht zu viel eingepackt hatte, er musste das Gepäck noch viele Stunden tragen können. Ich bin ein reicher Mann, ging ihm durch den Kopf. Einen Monat hat sie mir geschenkt. Ja, davon kann ich mindestens einen Monat leben, vielleicht auch länger. Die gute Frau vergesse ich nie! Er kannte nicht einmal ihren Namen. Den hatte sie ihm zwar gesagt, aber er konnte ihn sich nicht merken. Für seinen Geschmack beinhaltete er zu viele nacheinander folgende Konsonanten und Vokallaute, die keine Aschhaut aussprechen konnten. Er hatte sie als »Köchin aus dem Gesundheitszentrum« beerdigt.

Als er den Rucksack zuschnürte, hörte er auf einmal ein Geräusch, bei dem er sofort an Flatterratten denken musste. Er hatte keine Angst vor Flatterratten. Er schätzte sie, weil sie zuhören und ihn verstehen konnten, wenn er zu ihnen sprach. Während der vielen einsamen Nächte, die er in seinen Schlupflöchern verbringen musste, waren sie für ihn immer eine große Hilfe. Sie leisteten ihm Gesellschaft, schützten ihn vor Kälte, und wenn es nötig war, warnten sie ihn

vor Eindringlingen. Gern teilte er mit ihnen dafür seine Wasservorräte. Mit ein paar Flatterratten war er sogar richtig befreundet. Hin und wieder aßen sie gemeinsam Abendbrot, aber meistens musste er alleine für den Hauptgang und den Nachtsch sorgen. Seine Flatterratten-Freunde kümmerten sich dagegen um die Unterhaltung. Sie konnten urkomische Grimassen schneiden, und wenn sie gut drauf waren, veranstalteten sie für ihn einen kleinen Luftzirkus mit allem, was dazu gehörte: mit Sprüngen, Rollen, Überschlügen, Sturzspiralen oder Hammerköpfen. Da sie sich vornehmlich von Elektronikmüll ernährten, waren sie für Menschen ungenießbar. Man jagte sie trotzdem, wegen ihrer hohen Heizwerte. Ob lebendig oder tot, sie brannten immer wie Fackeln: lange und hell.

»Hallo, ist jemand da?«, fragte er sich aufrichtig und versuchte zu piepsen, wie das Flatterratten immer taten, wenn sie fröhlich und freundlich zu einem anderen Lebewesen eingestellt waren.

»Natürlich«, hörte er eine Stimme.

Das war keine Flatterrattenstimme, das war die Stimme eines Menschen, eines sehr jungen Menschen. Die Stimme schien aus dem Stapel Milchbeutel zu kommen. Er rückte an den Haufen heran und nachdem er einige Schlauchbeutel beiseite gestellt hatte, erblickte er einen blonden Kopf.

»Was machst du da?«

»Sieht man das nicht? Ich sitze und warte«, antwortete der Junge.

»Und worauf wartest du?«

»Auf dich.«

»Auf mich? Da muss ich staunen. Du kennst mich ja überhaupt nicht.«

»Die Frau hat gesagt, dass jemand kommt, um mich zu holen. Bist du der, der mich holen sollte? Gehörst du zu der Frau?«

»Ich bin hier allein, da ist keine Frau bei mir.«

»Das weiß ich. Ich bin ja nicht taub. Aber bestimmt kennst du sie. Sie hat mich eingeschlossen. Die Soldaten haben viel Lärm gemacht. Sich leise zu bewegen, haben sie nicht gelernt. Sie trampeln wie Androiden. Ich bin geflohen, als sie angefangen haben, auf uns zu schießen. Die Frau hat mich gesehen und in die Küche gebracht. Dann hat sie die Tür zugemacht. Und jetzt bist du da. Bestimmt hat sie dir die Zahlen genannt.«

»Ja, das hat sie getan.«

»Ich habe für sie den alten Schlüssel gelöscht und einen neuen erzeugt.«

»Bist du nicht zu jung, um so etwas machen zu können?«

»Das war einfach. Für Spiele mit den Zahlen ist man nie zu jung. Ich könnte es dir zeigen, wie man das macht. Soll ich?«

»Dafür habe ich momentan leider keine Zeit.«

»Deine Entscheidung. Was ist mit der Frau passiert? Wo ist sie jetzt?«  
»Sie lebt nicht mehr.«  
»Schade, sie war nett zu mir.«  
»Soll ich die Schlauchbeutel wegräumen, damit du heraus klettern kannst?«  
»Das brauchst du nicht. Warte, ich komme gleich zu dir. Geh aber nicht weg. Hörst du, geh nicht weg!«

Der blonde Kopf verschwand und einige Sekunden später tauchte vor Kalong eine kleine Gestalt in grau-grün gestreiftem Schlafanzug auf. Der Junge konnte sich beinahe geräuschlos bewegen. Kalong hatte sein Alter auf fünf Jahre geschätzt. Er lag richtig.

»Ist dir nicht kalt?«, fragte Kalong.  
»Nein, ich bin kälteresistent. Und du?«  
»Ich bin es nicht.«  
»Das habe ich mir sofort gedacht. Dann muss du frieren.«  
»So schlimm ist das nicht. An das bisschen Kälte bin ich schon gewöhnt.«  
»Nimmst du mich mit, wenn du von hier weggehst?«  
»Was? Warum soll ich dich mitnehmen?«  
»Einfach so. Wenn man etwas Brauchbares findet, nimmt man es doch mit. Ist das nicht so?«

Kalong schaute auf den Jungen und schwieg. Er wusste nicht, wie er auf seine Worte reagieren sollte. Er hatte nicht damit gerechnet, dass in seinem Leben ein Kind auftauchen würde, wie aus heiterem Himmel. Sollte er sich jetzt womöglich noch um das Kind kümmern? Nein, dazu war er nicht bereit. Er wollte keine neuen Verpflichtungen eingehen, er hatte genug eigene Probleme. Ein kleines Kind auf dem Hals zu haben, das wäre ungefähr das Letzte, was er im Augenblick brauchte.

Er räusperte sich. »In der Speisekammer gibt es Essen genug«, sagte er leise. »Hier drin hast du große Chancen zu überleben. Und hier ist es sicher. Draußen, mein Junge, gibt es nichts zum Beißen, wirklich nichts, die Leute hungern. Sie sterben vor Hunger oder durch das Beil. Sie werden gejagt und getötet. Weiß du das? Vielleicht könnte ich dich von Zeit zu Zeit besuchen ...«

»Hier kann ich nicht länger bleiben«, unterbrach ihn der Junge. »Du hast mich gefunden, die anderen werden das auch tun. Ich will weg von hier.«

»Aber ich kann dich nicht mitnehmen, wirklich.«  
»Warum?«  
»Es geht nicht, es geht einfach nicht.«  
»Verstehe. Solche wie mich magst du nicht. In Ordnung. Wenn du willst, könnte ich dir den Weg nach draußen zeigen. Aber nur, wenn du es wirklich willst.«

»Danke. Aber ich finde den Weg schon allein. Macht's gut, Junge, ich muss los.« Kalong beugte sich, hob seinen Rucksack und befestigte ihn auf den Rücken. Er zog die Riemen stramm, drehte sich um und verließ die Speisekammer. Der Junge folgte ihm in den Nebenraum.

»Das bezweifle ich«, sagte er.

»Was bezweifelst du?«

»Dass du den Weg alleine findest. Hörst du sie nicht?«

»Was soll das! Wen sollte ich hören?«

»Na sie! Die Joldaks. Hör genau zu! Du kannst jetzt nicht den Weg zurück laufen. Sie sind schon in dem großen Gang, und sie kommen immer näher. Bald erreichen sie die Küche. Sie mögen mich nicht und sie werden dich bestimmt auch nicht mögen. Sie sind sauer. Ich höre, dass sie mächtig sauer sind. Sie brauchen Fleisch, frisches Fleisch, um sich zu beruhigen. Deins und meins.«

»Du willst mich verkohlen, Junge. Du willst unbedingt mit«, sagte Kalong gereizt und gleich darauf verstummte er. Er nahm ein leises Rauschen wahr. Es hörte sich an wie ein Insektenschwarm. Das Rauschen wurde immer lauter. Plötzlich ertönte ein scharfer Ton, ein entsetzliches Zischen. »Was zum Kuckuck ist das?«

»Ich habe dir schon gesagt: die Joldaks. Sie können verschiedene Geräusche erzeugen. Und sie sind anders als ich.«

»Wie anders?«

»Ganz anders.« Der Junge nahm Kalong bei der Hand und sagte: »Willst du leben? Wenn ja, dann folge mir!«

»Warte, ich muss doch die Speisekammer verschließen.«

»Tue das lieber nicht.«

»Warum?«

»Das wird sie vielleicht für eine Weile aufhalten. Sie mögen Süßstoff. Die anderen Sachen werden sie nicht anrühren. Na, komm endlich! Schnell!«

Der Junge machte einen Sprung über die Türschwelle und lief in die Düsterei des Treppenhauses hinein.

Kalong zögerte nicht mehr, er folgte ihm. Das Licht seiner Stirnlampe tänzelte in der Luft, als er die Treppe hinunter eilte. Dann sah er lange nur den Rücken und die nackten Füße des Jungen, wie sie auf den nassen Boden klatschten. Die zweite Kelleretage war überschwemmt.

Sie rannten um ihr Leben.